

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 7 (1913)
Heft: 4

Artikel: Sind wir noch Christen?
Autor: Liechtenhan, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

brechen, ich allein, und die Auferstehung und das Leben soll doch mein und aller großer Sieg sein.

Da leuchtete Himmelsklarheit und unbeschreibliche Herrlichkeit über Michael und alle Gefilde der Seligen, und staunend wurde man inne der Macht der Unmündigen, die stärker wurde als aller Höllenlärm.

Heinrich Thobth.

Sind wir noch Christen?*)

Ist es nicht eine Anmaßung, wenn ich diese Frage für einen mir völlig unbekanntem Zuhörerkreis beantworte? Ist es nicht Sache jedes Einzelnen von Ihnen, darüber zu entscheiden, ob Sie persönlich die Stellung zu Gott und Welt, die den Christen ausmacht, sich aneignen können? Aber so ist unsere Frage nicht gemeint.

Wir fragen: Erlauben es unsere heutigen Erkenntnisse von Natur und Geschichte, die wir nicht lassen können, wenn wir wahrhaftige Menschen bleiben wollen — erlauben sie es, daß wir noch Christen bleiben? Wir sind sicher alle darin einig, daß ein Christentum, das wir nur um den Preis der Unwahrhaftigkeit festhalten könnten, über Bord geworfen werden müßte. Aber nicht bloß auf die Wahrhaftigkeit, auch auf die Einheitlichkeit unseres geistigen Lebens können wir nicht verzichten. Wohl ist jeder von uns kein ausgeflügelt Buch, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch. Es gibt aber Widersprüche, die wir nicht ertragen können, weil sie eine Unehrllichkeit bedeuten würden; bestehen solche nicht zwischen dem Christentum und unsern heutigen Erkenntnissen?

Zu der theoretischen gesellt sich die praktische Frage: läßt sich unter unsern heutigen Daseinsbedingungen eine christliche Lebensführung überhaupt verwirklichen? Heißt mit dem Christentum ernst machen nicht auf jede Daseinsmöglichkeit verzichten? Nun kann es ja immer für Einzelne sittliche Pflicht werden, auf das Leben zu verzichten. Aber wenn eine allgemeine Verwirklichung des christlichen Lebensideals den Untergang unserer ganzen Kulturgemeinschaft bedeuten würde, wenn es sich, um mit Kant zu reden, nicht zur Maxime einer allgemein gültigen Gesetzgebung erheben ließe, wenn es zur Beherrschung des menschlichen Gemeinschaftslebens untauglich wäre, dann wären wirklich die Tage des Christentums gezählt. In diesem Sinne fragen wir: Sind wir noch Christen? Können, sollen, dürfen wir es noch sein?

Es gibt einen Standpunkt, der diese Frage, kaum ist sie gestellt, schon von vornherein verneint. „Wir stehen als moderne Menschen auf dem Standpunkt der Entwicklung, heißt es da. Alles, selbstverständlich auch das Christentum ist der Entwicklung unterworfen. Alles, was entstanden ist, wird auch wieder vergehen. Und wenn

*) Vortrag gehalten am 18. Februar in Freiburg i. B.

das Christentum schon vor 1900 Jahren entstanden ist, so muß es veraltet und überholt sein. Die Geschichte steht nie still; welche Torheit, eine einzelne Erscheinung so aus dem Strom der Entwicklung herauszureißen und festhalten zu wollen, so dem Rad der Zeiten in die Speichen fallen zu wollen!“

Berehrte Anwesende, nicht nur die Kirche hat ihre Dogmen, sondern auch der Zeitgeist, und hier wie dort gilt es, daß Dogmen für die lebendige Wirklichkeit blind und für die Wahrheit unempfänglich machen. Und zu einem dieser modernen Dogmen hat sich der Entwicklungsgedanke ausgewachsen. Wir haben es hier mit einer grundsätzlichen Uebertragung von Naturgesetzen auf das geistige Leben zu tun. Die geistige und Kulturentwicklung vollzieht sich eben nicht als ein endloser Wechsel von Werden und Vergehen, sondern sie gleicht einem Bau, dessen Fundamente keineswegs wieder abgebrochen werden, wenn das erste Stockwerk aufgerichtet ist. Es gibt Errungenchaften, die nicht wieder preisgegeben werden müssen, Wahrheiten, die, einmal entdeckt, nicht wieder veralten, Grundsätze, die nicht abgenutzt werden, Kräfte, die nicht erlahmen, Ziele, die nicht ins Wanken geraten. Wohl tauchen im Lauf der Entwicklung Bildungen auf, die wieder versinken können, wenn sie ihren Dienst getan haben, Irrtümer, die eine Zeit lang die Menschen gefangen nehmen und dann in zähem Kampf überwunden werden müssen; aber wenn die Menschheitsgeschichte nichts Bleibendes schüfe, da wäre sie ein müßiges Spiel und wenn es keine bleibenden Wahrheiten gäbe, so wäre es eine Torheit zu forschen. Zu diesem allgemeinen Vorurteil kommt meist auch das besondere hinzu, daß die Entwicklung geradlinig vorwärts gehe. Schon die Natur kennt Degenerationserrscheinungen, kennt Sprünge und Stillstände. In der geistigen Entwicklung geht es meist so, daß das große Neue überraschend, scheinbar unvermittelt auftaucht, sich zu seiner Umgebung in Gegensatz stellt, von ihr verkannt, verachtet, verspottet und verfolgt wird; nur ein kleiner Kreis treuer Anhänger nimmt es auf, erst lang nach ihrem Tode errichtet man den Bahnbrechern Monumente, die Nachgeborenen zehren an ihrem Erbe, aber die Wirkung in die Breite wird meist durch eine Einbuße an Schärfe und Tiefe erkauft. Die Höhepunkte liegen deshalb gar nicht immer vor uns, sie können auch hinter uns liegen. Könnte es nicht auch mit dem Christentum so sein? Jedenfalls ist es schief, unsere Frage von einem verkehrten Entwicklungsdogma aus von vorneherein zu verneinen.

Aber, so ruft man uns weiter zu, werft doch nur einen Blick in euer Neues Testament, fragt was wirklich dasteht und sucht es nicht mit allerlei Künsten umzudeuten, und ihr werdet nicht mehr drüber im Zweifel sein, daß ihr eine versunkene Welt vor euch habt. Da ist das völlig andere Weltbild. Die Erde, der Mittelpunkt, darüber räumlich aufgebaut der Himmel, in dem der liebe Gott seinen Thron aufgeschlagen hat, umgeben von seinen himmlischen Heerscharen, und unter der Erde die Hölle, das Reich des Teufels und

seiner Engel. Dazu eine völlig andere Vorstellung vom Geschehen, keine Ahnung von Naturgesetzen, von natürlichen Ursachen und geschlossenem Kausalzusammenhang, sondern überall herrscht die Vorstellung von einem willkürlichen unmittelbaren Eingreifen Gottes, die Welt erscheint belebt von Engeln und Teufeln, denen man die unsinnigsten Wunder zutraut. Ferner eine kindliche Psychologie: kein Gedanke an einen gesetzmäßigen Ablauf von Seelenvorgängen, sondern da ist die Rede von Einwohnung fremder Geister, und der heilige Geist erscheint wie ein geheimnisvolles Fluidum, das den Menschen durchdringt. All dem entspricht eine Zukunftserwartung, die nicht mit Entwicklungsmöglichkeiten rechnet, die der üppigsten Phantasie keine Zügel anlegt, die Sterne vom Himmel auf die Erde niederfallen sieht und himmlische Reiter auf die Menschenwelt herunterfahren läßt. Und endlich wird Jesus zu einem mythischen Wesen gestempelt, die ganze Erlösungs- und Versöhnungslehre ist ein, wenn man will, großartiger, aber doch heute unannehbarer Mythos von einem himmlischen Drama, das sich jenseits der Grenzen menschlicher Erfahrung in einer himmlischen Welt abspielt, das aber seine Wirkungen auf die sichtbare Erde hernieder sendet und sich dann umgekehrt wieder hier abwickelt mit Wirkungen nach dem Jenseits. Wer aber nur eine ferne Ahnung von der modernen Wissenschaft hat, vermag mit diesen Vorstellungen nichts mehr anzufangen. So versichert man uns mit dem Pathos der Ehrlichkeit.

Verehrte Anwesende, ich lade Sie ein, im Geiste mit mir einen Gang durch ein kulturhistorisches Museum zu unternehmen. Sie werden da Besuchern begegnen, die es für ein gewöhnliches Raritäten- und Kuriositätenkabinett ansehen. Wir aber suchen hinter all diesen auf den ersten Blick wunderlichen Gegenständen eine ganze Kultur, ein blühendes, warmes Leben, das sie benutzte, sich in ihnen Ausdruck verschaffte, ihnen seine Eigenart ausprägte. Ja, wir erblicken darin nicht bloß-entschwundenes, sondern noch fortwirkendes Leben; es kommt uns zum Bewußtsein, wie viele Generationen an der Kultur gearbeitet haben, in die wir hineingeboren wurden. Es beschleicht uns ein Gefühl der Ehrfurcht und Dankbarkeit und geht uns ein Eindruck von der Stetigkeit des Lebens auf, wir sehen dahinter den Menschen stehen, der immer derselbe bleibt. Uralte Dokumente können uns berühren mit unmittelbarer Kraft, daß wir ausrufen: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein!

So lassen Sie uns auch die Schriften des Neuen Testaments lesen! Wir wollen nicht haften bleiben bei den einzelnen Vorstellungen. Diese bilden ja nur die Peripherie des Lebens und nicht sein Zentrum, kein Stück seines Wesens; sie gleichen dem Gewand, das wir nach den Launen der Mode wechseln, ohne deshalb selbst andere zu werden. Wir wissen ja auch zur Genüge, daß man alle diese alten Vorstellungen mit Haut und Haaren verschlingen und doch von Jesu Wesen unberührt bleiben kann. Wir wollen das frische,

blühende Leben erfassen, das dahinter steht und sich diese Vorstellungen geschaffen, sich in sie gekleidet hat. Ja, nicht nur das Neue Testament, die Dokumente des ganzen Christentums bis auf den heutigen Tag wollen wir in dieser Weise betrachten. Wir fragen nicht bloß: was haben die Menschen, die so geredet und gehandelt haben, gedacht, was für Vorstellungen haben sie gehabt? Nein: Was haben sie erlebt? Gegenstand des Erlebens sind Realitäten. Mit was für Realitäten sind sie zusammen getroffen? Was für Kräfte sind auf sie eingedrungen? Und wie haben sie diese Kräfte gedeutet? Worin haben sie Wesentliches und worin nur Beiläufiges gesehen? Was haben sie für einen Sinn darin gefunden? Wie haben sie in diesem Gewirr von Kräften, von Bewegungen und Strömungen Partei genommen? Wie haben sie sich zu ihrem Schicksal gestellt, wie haben sie es innerlich verarbeitet und darauf geantwortet? Wie haben sie sich gestellt zu der Gemeinschaft von Menschen, in die sie hineingeführt worden waren? Das sind die Fragen, die wir stellen müssen, um bis zum innersten Wesenskern des Christentums vorzudringen. Das, nicht die Vorstellungen sind die Elemente, welche das Leben ausmachen, welche die Menschen verbinden oder trennen.

Sollte dieses Leben heute nicht mehr möglich sein? Wohl ändert sich die Welt und ändern sich die Menschen in ihr, die Verhältnisse und Erkenntnisse, aber in allem Wechsel steht doch der Mensch, der immer derselbe bleibt. Es sind dieselben Mächte, die in der Welt draußen mit einander im Kampfe liegen und dieselben Regungen, die aus unserm Innern heraus auf sie antworten, sich von ihnen entzünden lassen oder ihnen entgegentreten. Sollte Alles so ganz anders geworden sein? Sollten die Realitäten und Kräfte, die beim Ursprung des Christentums gespürt worden, die damals wirksam geworden sind, nicht mehr vorhanden sein? Sollten jene Deutungen, Entscheidungen, Wertungen, die dem Christentum charakteristisch sind, nicht mehr möglich sein? Es sind den Menschen die Augen geöffnet worden; sollten wir, was sie damals sehen lernten, nicht mehr schauen können?

Sollte dieses Leben von uns nicht mehr angeeignet werden können? Es handelt sich da nicht um verstandesmäßige Reflexionen, bei denen unsere moderne Wissenschaft eine Rolle spielen könnte. Leben überträgt sich, es steckt an, es ergreift, es reißt mit. Es preßt den Einzelnen nicht in eine Schablone, es nimmt ihm seine Eigenart nicht, und so läßt es auch jeder Zeit das, was ihr eigen ist, ihre Kultur, ihre Kunst und Wissenschaft. Es handelt sich also darum, ob wir im Christentum ein Leben, eine Wirklichkeit, eine Macht spüren, von der auch wir uns erfassen lassen.

Wenn das Christentum die Macht, welche über uns und die uns umgebende Wirklichkeit Gewalt hat, mit dem Wort Vater deutet, so ist das ein Gleichnis, das zeitlos und unmittelbar zu allen Zeiten spricht. Das ist ja das Grunderlebnis des Christentums: der über uns steht ist Vater. Das Wesen eines rechten Vaters

ist auch das Wesen der Macht, die über der Welt waltet; väterliches Wesen mit seiner ganzen Verbindung von Ernst und Liebe ist verwandt mit göttlichem Wesen, ein Abglanz, eine Offenbarung, ein Stück davon. Und in Jesus ist es verkörpert, ist es wirksam geworden, ist es mit neuer Gewalt in die Welt eingeströmt, hier ist der Sinn des Lebens gedeutet, hier ist dem Geschehen Richtung und Ziel gegeben. Hier tritt uns Gottes Macht als heiliger Ernst fordernd entgegen, um uns über das, was wir sind, emporzuheben zu neuem Wesen, hier stehen wir vor einer Neuschöpfung, dem Anfang einer neuen Menschheit. Hier zeigt Gott, wo er mit uns hinaus will, aber er tritt uns hier auch nicht bloß als fordernde Heiligkeit, sondern auch als erbarmende Liebe entgegen. Diese Macht der Liebe erfährt uns durch Jesus, zieht uns in ihren Wirkungsbereich, und das tut sie nirgends so gewinnend und überwältigend, wie in seiner Aufopferung am Kreuz. Das ist das Erlebnis, das hinter allen christlichen Versöhnungslehren und Deutungen des Kreuzestodes steht. Freilich, nicht ein Verständnis dieser Lehren kann uns seinen Segen mitteilen, sondern eine Wiederholung dieses Erlebnisses, daß das Leben, das in diesen Ereignissen sich auswirkt, auch uns erfährt und wir uns für dieses Leben entscheiden, uns daran hingeben.

Dieses Grunderlebnis führt auch zu einer andern Stellung den Mitmenschen gegenüber, zu dem Verhältnis der Brüderlichkeit, ihrer Anerkennung als gleichberechtigter Kinder des himmlischen Vaters, sodaß wir sie nicht bloß als Mittel zur Befriedigung unserer Selbstsucht behandeln, sondern uns ihnen verpflichtet wissen. Es führt zu einer andern Wertung der Dinge dieser Welt, einer Umwertung aller Werte, einer inneren Freiheit und Unabhängigkeit, einer Ueberlegenheit über die äußern Geschehnisse, einer innern Ruhe gegenüber aller äußern Aufregung. Diese Stellung zu Gott stellt uns auch mit einem Vertrauen in diese Welt hinein, das tüchtiger macht, mit einer festen Hoffnung, die auch vor dem Bösen der Welt, vor den Rätseln des Lebens, vor dem Tode nicht zusammenbricht. Diese Stellung zu Gott und Welt, diese Art das Leben auf- und anzufassen ist das Wesentliche, das Verbindende und Bleibende im Christentum. Darin kann man sich über allen Unterschied der Zeiten mit den Christen aller Epochen eins fühlen.

Wie wenig haben doch die Verschiedenheiten der Vorstellungsform zu bedeuten! Mögen wir uns Gottes Walten als unmittelbares Eingreifen oder als vermittelt durch natürliche Ursachen denken, mögen wir ihn uns vorstellen im Himmelsaal thronend oder als alles durchdringende geistige Macht — wenn wir nur vertrauensvoll zu ihm aufblicken! Mögen wir es bei dem Leid, das uns zu schaffen macht, mit Dämonen oder mit Bazillen oder Schwankungen des Weltmarktes zu tun haben, wenn wir es nur zum Segen umbiegen! Mögen wir uns nun das Verhältnis von Fleisch und Geist

wie Paulus oder wie die moderne Psychologie denken, wenn wir nur Herr werden über die niedere Natur! Wie wir uns nun das Verhältnis Jesu zu Gott und Menschen vorstellen, wie wir uns die Bedeutung seines Werkes zurechtlegen, ob wir in das Geheimnis einzudringen suchen oder uns dabei bescheiden, das Unerforschliche ruhig zu verehren — ich möchte es mit letzterem halten — wenn nur sein Leben in uns mächtig wird und uns umwandelt!

Es ist nicht meine Aufgabe, den christlichen Gottesglauben im Einzelnen mit den modernen Erkenntnissen auseinanderzusetzen. Es genügt mir zu zeigen, wie das Christentum im Kern von diesen Wandlungen der Erkenntnis nicht berührt wird. Aber das charakteristische Leben, als das ich Ihnen das Christentum zu schildern suchte, gerät in der modernen Welt noch in größere praktische Schwierigkeiten.

Das Mittelalter zeigte eine einheitliche Kultur, in welcher die Religion eine dominierende Stellung behauptete. Aber mit der Renaissance begann die Emanzipation der verschiedenen Kulturgebiete: Wissenschaft, Kunst, Staat, Recht, Technik, Volkswirtschaft machten sich unabhängig und suchten ihre eigenen Gesetze, behaupteten ihren selbständigen Wert. Eine immer wachsende Zahl von Menschen findet in der Betätigung auf diesen Gebieten ihren Lebensinhalt, das sie beherrschende Interesse. Wenn sie der Religion nicht völlig den Abschied gegeben haben, so ist sie ihnen längst nicht mehr höchstes Anliegen. Sie ist etwas, das man neben vielem Andern ganz gern auch noch besitzt, man hält es für sicherer, nicht ganz damit zu brechen. Aber sie wird an die Peripherie geschoben als eine schöne Weihe für einige festliche und schmerzliche Anlässe im Leben. Und man will sie etwa damit verteidigen, daß man nachweist, sie sei eine Kultur fördernde Macht. Damit daß man aber die Religion an der Kultur mißt, stellt man Kultur über die Religion. Diese jedoch bedankt sich dafür; sie will sich nicht mit dieser Aschenbrödelrolle begnügen. Sie will herrschen, den Menschen bestimmen und durchdringen oder dann, wenn sie das nicht kann, lieber das Feld räumen. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit; und du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, nicht mit geteiltem Herzen, davon weicht das Christentum keinen Schritt weit. Daß der Mensch seinen Gott finde, seinen Forderungen genüge, mit ihm eins werde, das soll das zentrale, das höchste Anliegen werden, und diese Verbindung mit Gott soll so eng als möglich werden, ihr soll willig alles andere geopfert werden, wo es ihr hinderlich ist. Mergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir.

Das aber will sich die moderne Welt nicht gefallen lassen. Daß man wissenschaftlich, künstlerisch, kulturell auf der Höhe sei, das liegt ihr am meisten am Herzen. Sie hat durch die freie Entfaltung dieser Kulturgebiete eine Bereicherung und Erhöhung des

Lebens erfahren, die sie nicht preisgeben mag. Und eine Herrschaft der Religion erschiene ihr wie eine Verkümmernng des Lebens.

Was sollen wir darauf antworten? Man hat das Christentum schon als kulturfeindlich dargestellt. Mit Unrecht. Wohl hat Jesus auf die Kulturgüter persönlich um seiner größern Aufgabe willen verzichtet und Bereitschaft zu diesem Verzicht gegebenenfalls auch von seinen Jüngern gefordert. Aber im Gegensatz zum Buddhismus würdigt er die natürliche Welt als Schöpfung Gottes, sein Kulturverzicht ist kein allgemeines Gesetz.

Kultur, Kunst, Wissenschaft sind Entfaltungen des natürlichen Lebens, der Erkenntnistrieb, der Kunsttrieb, der Kulturtrieb sind legitime Elemente des menschlichen Wesens und es ist kein Unrecht, wenn sie sich ihre eigenen selbständigen Lebensgebiete schaffen. Aber nun wohnt diesen Größen die Tendenz inne, sich aus einer Diener- in eine Herrscherstellung aufzuschwingen; die Kultur ist nun nicht mehr um des Menschen, sondern der Mensch um der Kultur willen da. Sie will ein Maßstab aller Dinge werden, und damit haben wir die Herrschaft der toten Dinge über die lebendigen Menschen. Wenn sich der Mensch an sie verliert, so bedeutet das eine Einseitigkeit und Verkümmernng. Jedes dieser Gebiete für sich allein bietet noch keinen befriedigenden Lebensinhalt. Sie heben den Menschen nicht über den Egoismus hinaus. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie bloß einer Elite zuteil werden. Sie geben kein Alle umfassendes Lebensziel. Für einige Zeit vermag sich wohl die Seele dran zu sättigen, aber bald wird der Durst nach dem Leben in ihr erwachen. So weisen diese Gebiete über sich selbst hinaus. Es entspricht einer Anlage der menschlichen Natur, wenn diese Kulturgebiete einem übertragenden Ziele untergeordnet werden wollen, durch das sie nicht entwertet, sondern gerade verklärt und veredelt werden.

Dieses Ziel zeigt uns das Christentum. Die Kultur ist der Boden, in dem eine edlere Pflanze keimen und sich entfalten soll, eben das sittliche und religiöse Leben, das in Jesus erschienen ist. In der Betätigung, durch die Betätigung auf den verschiedenen Kulturgebieten soll sich christlicher Charakter entfalten. Sie sind sozusagen der Stein, aus dem der Funke herausgeschlagen wird. Die Religion will nicht bloß ein besonderes Lebensgebiet neben ihnen sein, keine abgegrenzte Provinz, sondern sie stellt dem Menschen ein bestimmendes Lebensziel, dem auch die Kultur dienstbar gemacht werden soll, von dem aus sie erst ihren Wert empfängt. Alle Kulturbetätigung soll mit Religion geschehen; Religion macht zu solcher Betätigung nicht untüchtig, sondern sogar viel tüchtiger. Sie nimmt ihr den Fluch des Egoismus und erfüllt sie mit einer höhern Verpflichtung.

Sie läßt diesen Gebieten durchaus ihre Selbständigkeit und ihre eigenen Gesetze; sie respektiert diese Gesetze als Ausdruck der von Gott gegebenen Weltordnung. Wir lassen die pietistische Angst vor diesen

Gebieten nicht aufkommen. Aber freilich da, wo sittliche und religiöse Entscheidungen auf dem Spiele stehen, da verlangt die Religion, daß Kultur, Kunst, Wissenschaft geopfert werden kann. Wird unter Umständen das Opfer des Lebens verlangt, sollten wir dasjenige dieser Güter verweigern dürfen? Und wenn die moderne Welt dazu den Entschluß nicht aufbringt, so ist das kein Ruhm, sondern eine Schwäche; kein Zeichen, daß wir über das Christentum hinaus, sondern daß wir noch gar nicht dabei angelangt sind. Kultur, Kunst, Wissenschaft sollen uns keine Götter, sondern bloß Güter sein. Das will sagen: wir sollen uns ihnen nicht opfern, sondern sollen sie zu opfern bereit sein. Sie sind nur Teilgebiete des menschlichen Lebens, die Religion aber ist das Umfassende, das alles in sich begreift. Deshalb dürfen und sollen wir ihren Herrschaftsanspruch gegenüber dem profanen Leben aufrecht erhalten und brauchen sie um des willen nicht preiszugeben.

Aber nun erhebt sich noch eine weitere Schwierigkeit. Ist eine Verwirklichung christlicher Lebenshaltung überhaupt möglich? Lassen sich christliche Grundsätze in der Welt durchführen? Ein entschiedenes Nein bekommen wir nicht nur von Solchen zu hören, die allem Ernst aus dem Wege gehen, sondern auch von Solchen, die es gern möchten, die es probiert haben. „Ihr könnt sie nur durchführen, wenn ihr ihnen die Spitze abbrecht und ihnen damit gerade das Charaktervolle raubt,“ sagen sie uns. Nehmt beispielsweise die Forderung der unbedingten Wahrhaftigkeit; ihr könnt sie in einer verlogenen Umgebung gar nicht durchführen. Wenn du es mit einem durchriebenen Menschen zu tun hast, von dem du weißt, daß er dir Fallen stellt und alles was du sagst verdreht, so sagst du dir unwillkürlich: ich muß wohl auf der Hut sein, daß ich ihm meine wahre Meinung nicht verrate, meine tiefsten Beweggründe nicht aufdecke. Du hast wahrscheinlich dabei nicht einmal ein böses Gewissen. Und doch ist es gegen die unbedingte Wahrhaftigkeit.

Wie viel hat in letzter Zeit eine andere Schwierigkeit zu schaffen gemacht. Es ist klar, daß der Krieg dem Grundsatz: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, dem eigenen Verhalten Jesu und seinem Geist zuwiderläuft. Wir sind für einander da, zu gegenseitigem Dienst, und nicht einander totzuschießen, daran kann nur ausgemachte Sophistik rütteln. Und doch kann ein Volk nicht drauf verzichten, wenn es sich nicht selbst aufgeben will. Es muß aus Pflicht der Selbsterhaltung nach Macht streben, es kann hier das Christentum nicht verwirklichen.

Ebenso aber steht es im wirtschaftlichen Leben. Muß ein Geschäftsmann nicht darauf ausgehen, so gute Geschäfte als möglich zu machen, so viel als möglich zu gewinnen? Aber Gewinn läßt sich nur erzielen auf Kosten Anderer. Wenn sich einer von jeder guten Stelle sagte: ich will sie lieber dem und dem überlassen, der ohne Arbeit ist, so könnte er verhungern. Oder wenn ein Arbeitgeber sich

sagte: Es ist wahr, daß der Mehrwert, was die fertige Ware an Wert das verwendete Material übersteigt, gerechter Weise dem gehört, der diesen Mehrwert durch seine Arbeit geschaffen hat — wenn er wirklich dem Kapital seinen Gewinnanteil entzöge, was wäre die Folge? Er würde mit mathematischer Sicherheit in der Konkurrenz unterliegen, es würden ihm seine Kapitalien, die er nicht mehr verzinsen könnte, gekündet, der Bankdirektor würde ihm sagen: „ich bin auch kein Unmensch, ich ehre Ihre Gesinnung, ich gönne Ihren Arbeitern alles Gute, aber ich bin eben wieder meinen Aktionären verantwortlich; ich muß mein Kapital wieder haben und in ein Unternehmen mit gesunden kapitalistischen Grundsätzen anlegen. Sie aber können aufstecken und tun weder sich noch Ihren Arbeitern einen Gefallen.“ Kurz, es hilft alles nichts, er muß seinem Geld den Profit sichern, den Platz zu behaupten suchen durch Anwendung „gesunder kapitalistischer Grundsätze“, mag sein christliches Gewissen hundertmal widerstreben. Das Wirtschaftssystem, das am Gewinn und nicht am Bedarf orientiert ist, zwingt den Einzelnen, ihm zu huldigen, die Menschen als bloßes Mittel und nicht als Zweck zu behandeln, keiner kann sich entziehen.

Ungeachtet dieser Tatsache bleibt auch der Arbeiterschaft gar nichts anderes übrig, als sich zu organisieren, ihre Macht geltend zu machen, den Klassenkampf zu führen. Man hört bei Arbeitskonflikten oft mit dem Brustton heiligster Entrüstung sagen: „es ist den Arbeitern nur um Macht zu tun!“ Ja, bleibt ihnen denn überhaupt eine andere Wahl? Sie könnten auf Macht verzichten, wenn sie sich der Liebe gegenüber befänden. Aber sie haben es mit der Macht des Geldes zu tun, das nicht von dem Grundsatz abweicht: ich zahle euch nur den Lohn, unter dem keine andern die Arbeit leisten. Nimmt man es dem Kapitalisten nicht übel, wenn er möchte, daß sein Geschäft rentiert, so darf man es auch dem Arbeiter nicht übel nehmen, wenn er auch nach einer rechten Rendite seiner Arbeitskraft trachtet. Die Entrüstung darüber ist entweder Naivetät oder Heuchelei.

Darin also liegt die Schwierigkeit: Unsere Kultur läßt der Betätigung christlicher Grundsätze einen gewissen Spielraum, gewährt aber keine konsequente Anwendung. Es ist wahr, wenn Jesus heute käme, um seine absolute Forderung durchzusetzen, er würde wieder gekreuzigt. Nicht buchstäblich; aber er würde untergehen; man ließe ihn wahrscheinlich Hungers sterben. Sollen wir uns aber bei der Lösung beruhigen, daß wir heute nur noch bis zu einem gewissen Grade Christen sein können? Diese Auskunft hat jedenfalls den Vorwurf größerer Ehrlichkeit voraus vor jener Halbheit, welche das Leben in eine geistliche und eine weltliche Hälfte teilt und doch sich für vollgültiges Christentum ausgibt, und vor jener Heuchelei, welche der eigenen Selbstsucht die religiöse Weihe erteilt. Aber wir können bei dieser Losung nicht stehen bleiben.

Verehrte Anwesende, ich möchte Sie nochmals einladen, einem modernen Dogma den Abschied zu geben. Handelte es sich vorher darum, den Entwicklungsgedanken nicht an einem Ort anzuwenden, wo er keine Geltung hat, so gilt es jetzt umgekehrt, da mit ihm ernst zu machen, wo er meist nicht angewendet wird. Es ist ein Vorurteil, daß die Ordnung der Welt stets dieselbe bleibe. Die Welt ist keine tote Maschine, sondern ein lebendiger Organismus. Sie soll anders werden, sie hat eine Aufgabe, sie soll einem Ziel entgegenwachsen.

Wohl herrscht in der Welt die Ordnung des Kampfes ums Dasein, des Kampfes Aller gegen Alle. Aber schon im Tierreich beginnend macht sich dieser Naturordnung gegenüber eine sittliche Ordnung der Sympathie und Solidarität, der gegenseitigen Hilfe und Förderung geltend. Im Lauf der Kulturentwicklung setzt sich zuerst im kleinsten Kreis, der Familie, die Anerkennung der Pflicht der Solidarität durch. Dann erweitert sich mit dem Aufstieg durch die Kulturstufen immer mehr der Kreis, der durch die Forderung der Solidarität zusammengehalten wird. Auf der Stufe der Nomaden ist es der Stamm, in der Ackerbaukultur der Nationalstaat, für dessen Glieder gegenseitige Aufrichtigkeit, Liebe und Treue gefordert wird. Jetzt wird der Aufschwung des Verkehrs, die Belebung der internationalen Beziehungen in den letzten Menschenaltern eine fernere Erweiterung des Solidaritätskreises bringen, zunächst auf größere Kulturkreise. Es ist kein bloßer Scherz, wenn etwa von den „Vereinigten Staaten von Europa“ gesprochen worden ist; die Haager Konferenzen, die jüngste Londoner Botschafter-Reunion sind, freilich noch sehr embryonische Ansätze zu einem europäischen Kulturkreis. Ihm werden der amerikanische, der mohammedanische, der afrikanische und ostasiatische Kulturkreis gegenüberstehen, bis der Humanitätsgedanke eine Solidarität der Menschheit zur Anerkennung bringt.

Gleichzeitig hat freilich die industrielle und kapitalistische Entwicklung eine soziale Zerreißung innerhalb des Volksverbandes herbeigeführt, die der Ordnung der Solidarität hindernd in den Weg tritt. Aber andererseits hat diese selbe Entwicklung in der Betriebs- und der Arbeitsgemeinschaft neue soziale Gebilde geschaffen, innerhalb deren sich eine neue Form der Solidarität angebahnt hat, die nur deshalb nicht genügend gewürdigt wird, weil sie noch ungewohnt, in die hergebrachten moralischen Kategorien noch nicht eingeordnet ist und gewisse Interessen bedroht. Es ist meine Hoffnung, daß schließlich auch die Feindschaft der sozialen Schichten überwunden wird, und ich bin überzeugt, daß das durch eine Entwicklung in der Richtung des Sozialismus, durch eine Verschiebung der gegenwärtigen Verhältnisse zu Gunsten der Arbeit geschehe, durch Herbeiführung einer Wirtschaftsweise, die am Bedarf und nicht am Profit orientiert ist.

Darin also erblicke ich den Sinn der geschichtlichen Entwicklung, daß die Naturordnung des Kampfes ums Dasein durch die sittliche

Ordnung der Solidarität verdrängt wird. Bis jetzt ist das Staats- und Erwerbsleben auch ein Gemisch von sittlichen und unsittlichen Kräften, im Krieg der Völker und im Konkurrenzkampf entfalten sich wohl manche edle Regungen und göttliche Kräfte, aber auch tierisches Wesen und rücksichtslose Selbstsucht, ja dieselbe Handlung kann sehr gemischten Motiven entspringen. Da zeigt sich bald eine Hingabe, welche die schönsten Seiten des christlichen Charakters zum Ausdruck bringt, bald eine Grausamkeit, gegen die sich das Innerste aufbäumt. Aber eben um dieses gemischten Charakters der gegenwärtigen Ordnung willen kommen wir ohne Kompromisse nicht aus. Das ist nicht erst eine Eigentümlichkeit unserer Zeit, das war schon so in der alten Zeit. Wir können sogar sagen, daß die Ordnung der Solidarität seit Jesu Zeit Fortschritte gemacht haben. Wir spüren das nur deshalb nicht so, weil mit diesen Fortschritten unsere Empfindlichkeit gegen die Brutalitäten der gegenwärtigen Ordnung wächst.

Weil wir ohne diese Kompromisse nicht auskommen, ist allerdings eine konsequente Verwirklichung des Christentums heute nicht möglich. Nur dürfen wir nicht sagen: sie ist nicht mehr möglich. Es muß heißen: sie ist noch nicht möglich. Diese Kompromisse dürfen wir nicht als definitiv betrachten. Wir müssen darunter leiden, wir müssen über sie hinauszukommen trachten. Selbstverständlich müssen wir mit der Welt wie sie ist rechnen — das ist eine Binsenwahrheit, aber unversehens wird dafür meist der große Irrtum untergeschoben, daß wir die Welt lassen dürften wie sie ist, daß wir kapitulieren dürften vor dem Widergöttlichen in der gegenwärtigen Welt. Die Rede: „So ist es nun einmal in der gegenwärtigen Welt“ schiebt sich nicht für einen Christen. Zum mindesten sollte er sie nicht mit einer Geste der Beruhigung aussprechen, als ob er fortfahren wollte: „Gott sei Dank, so brauchen wir also nichts dagegen zu tun.“ Nein, mit Sorge und Trauer, mit Scham und Born sollten wir es konstatieren, daß es in der Welt nicht göttlich zugeht, daß andere Mächte als Gott sich breit machen, daß Ordnungen herrschen, welche eine Verwirklichung christlicher Lebensgestaltung hindern. Die Frage sollte uns auf der Seele brennen und keine Ruhe mehr lassen: kann es nicht anders werden? Es beruht auf einem Sündenfall der Christenheit, daß sie als eine der Schuttmächte des Bestehenden angesehen wird. Wir haben keinen Grund, im Namen Jesu das Bestehende zu verteidigen. Die Völkerfeindschaft, das Reich der Gewalt, die kapitalistische Wirtschaftsordnung, das auf der Profitsucht gebaute Reich des Mammons, diese verkörperte Selbstsucht muß verschwinden, wenn das Reich Gottes kommen soll. Wie kann das geschehen? werden Sie mich fragen. Nun, zunächst müssen wir die Hindernisse des Christentums erkennen, zunächst muß Einsicht und Wille vorhanden sein, daß es anders werde; wir brauchen die Unermüdllichkeit, die nicht zu arbeiten aufhört, wenn sich nicht gleich eine glatte Antwort auf die Frage nach dem Wie ergibt, sondern es

immer neu versucht. Wir werden der Schwierigkeiten überhaupt nicht so Herr werden, wie wenn man nach einem genauen Plan ein Haus baut, sondern so, wie wenn man Schritt für Schritt in einen noch unerforschten Urwald eindringt. Ich persönlich glaube, daß dieses Vordringen in der Richtung erfolgen müsse, die mit dem Namen Sozialismus bezeichnet wird, ohne deshalb den Sozialismus als letzte Lösung aller Schwierigkeiten zu betrachten. Doch möchte ich nicht bei solchen Ausblicken verweilen. Die Hauptsache ist mir, daß wir uns als Christen bewähren, indem wir für eine Ermöglichung des Christentums arbeiten. Wenn wir solche Arbeit aufgaben, würden wir allerdings aufhören, Christen zu sein.

Lassen Sie mich hier noch eins beifügen: es ist eine überaus schwere und zarte Gewissensfrage, wo wir uns auf Kompromisse einlassen dürfen, wo wir sie um des Gewissens willen ablehnen sollen. Man kann hier keine allgemein gültigen Entscheidungen treffen, darum sollen wir hierin einander nicht richten, ein jeder steht und fällt seinem eigenen Herrn. Aber wir sollen nicht von Unmöglichkeiten reden, wo wir Unannehmlichkeiten riskieren, wir sollen uns nicht mit Kompromissen behelfen, sobald irgendwie Behagen, Einfluß, Ansehen, guter Name, gesellschaftliche Anerkennung auf dem Spiel stehen. Es geht nicht vorwärts auf glatten Pfaden, sondern bloß auf dem Wege des Opfers. Es ist noch so wie zu Jesu Zeiten: diejenigen tun am meisten für das Reich Gottes, die vor Kreuz und Schmach Christi nicht zurückschrecken. Scheinbare Mißerfolge im Reiche der äußern Welt sind oft die größten Erfolge im Reiche des göttlichen Geistes.

Man hat gegen diese Auffassung schon geltend gemacht, ein kampfloser Zustand durchgehender Harmonie sei gar nicht erstrebenswert. Ohne die Spannungen und Gegensätze habe das Leben keinen Reiz und keine Tiefe, erst im Widerstand und Kampf entfalte sich der christliche Charakter. Und in der Tat können wir uns das Gute ohne das Böse gar nicht vorstellen; erst am Kontrast wird das Gute ganz offenbar und deshalb wissen wir auch vom Segen nicht bloß des Leidens, sondern sogar der Schuld zu reden. Aber sollen wir deshalb Leid und Schuld künstlich konservieren? Nein, denn nur im Gegensatz und Kampf gegen sie, wenn wir zur Arbeit an ihrer Ueberwindung unsere ganze Energie anspannen, gewinnen wir das Gute. Das ist die seltsame Paradoxie des Lebens, daß wir Schuld und Not bekämpfen sollen und doch nötig haben, nötig haben und doch bekämpfen sollen. Dieser Widerspruch ist uns ein Zeichen, daß dieses Dasein, in dem wir hier stehen, nichts Fertiges, Abgeschlossenes ist, er weist über dasselbe hinaus auf ein höheres Leben, eine höhere Welt der Harmonie, die sich über dieser Welt der Gegensätze aufbaut. Aber deshalb können wir diese Welt weder überspringen noch als unverbesserlich preisgeben. Wir wollen nicht in jenes Zerrbild von Christentum verfallen, das nur aus diesem Jammerthal hinübergerettet werden möchte durch die Wasser des Todes in ein glück-

seliges Jenseits. Durch die Arbeit in und an dieser Welt, für Verwirklichung des Reiches Gottes in ihr wachsen wir in diese höhere Welt hinein, fangen wir hier schon an ihr anzugehören; darum sollen wir darum kämpfen, daß wir die höhere Welt in diese Welt herunterziehen, die Unordnung der Selbstsucht durch die Ordnung der Liebe verdrängen. Wir glauben damit Christi Werk zu treiben, in der von ihm gewiesenen Richtung fortzufahren und nehmen daher das Recht, uns Christen zu nennen; nicht weil wir es schon sind, sondern weil wir es werden möchten.

Ist das Alles nicht Utopie, ungesunde Schwärmerei? Wird die Menschheit jemals anders werden? Wird die Selbstsucht nicht immer wieder durchbrechen, die Bestie im Menschen obenaufl kommen? Wir kennen alle die Schwierigkeiten wohl, Leichtfirt und Stumpfirt, Habfucht und Herrfchfucht, und wenn wir darauf allein schauen wollten, fo wäre alles Streben und Hoffen Torheit. Aber dann wäre auch der Protest unseres Gewiffens Irrtum und Torheit. Dann wäre auch Jesus ein Tor und Schwärmer gewesen; denn unser Gewiffen protestirt gegen das Reich der Selbstfucht, weil wir von Jesus nicht loskommen, weil ohne das Licht, das von ihm kommt, das Dasein dunkel und sinnlos wäre, weil uns ohne ihn das Leben wertlos vorkommt, weil wir es ohne ihn nicht aushalten könnten. Und sicher wird es auch die Menschheit auf die Länge nicht ohne ihn aushalten.

Nein, weil wir nicht anders können als urteilen: Hier in Jesus Christus ist uns Richtung und Ziel des Lebens von Gott gezeigt worden, hier hat Gott die Macht in die Welt eintreten lassen, die uns helfen kann und will — deshalb sagen wir auch: der uns dazu berufen hat, wird es nicht umsonst sein lassen. Das Gute bleibt doch stärker als das Böse, es behält doch den Sieg. Das kann man nicht beweisen, es ist Sache des Vertrauens.

Man könnte auch sagen: das liegt doch in weiter Ferne, wir haben ja noch längst nicht im Ernste damit zu rechnen, darum brauchen wir uns darüber keine Gedanken zu machen. Sicher sollen wir zunächst einfach die nächste Aufgabe angreifen und nicht von der Vollendung träumen. Aber wie wir sie angreifen, hängt doch sehr davon ab, ob wir Glauben und Hoffnung in uns tragen. Von dem Glauben an das Ziel, an den Sieg des Guten hängt es ab, ob wir vorwärts kommen. Unglaube lähmt, Glaube stärkt. Nur er führt durch Enttäuschungen, Mißerfolge, Niederlagen doch immer wieder zu neuer Energie, nur er macht frei, nur er befähigt zu dem, was am meisten vorwärts bringt, zum Opfer. Ohne den Glauben ist das Opfer Torheit, aber der Glaube vertraut, daß nichts, was für Gott getan ist, verloren geht und umsonst getan wird. Wäre mehr Glaube vorhanden, es wäre der Berg schon so mancher Unmöglichkeit versetzt worden. Und dann würde es uns immer leichter werden, zu glauben. Alles Große ist aus dem Glauben getan worden, vielleicht einem unbewußten Glauben, der dem Kirchenglauben so gar nicht gleich; aber

aus dem Vertrauen, auf Grund der Ueberzeugung, daß die Welt auf das Gute hin angelegt sei und das Gute Meister bleibe, das Gute wie wir es von Jesus her verstehen. Die da sagen, der Glaube mache die Menschen untätig und energielos, wissen nicht was er ist; sie meinen den toten bloßen Kirchenglauben, Dogmenglauben, Bibelglauben. Aber der lebendige Gottesglaube ist die stärkste Energie des Guten.

Wenn wir glauben, daß in der Nachfolge Jesu auch heute noch das Heil liege, so handelt es sich nicht um ein Gesetz, das man jemand auferlegen möchte, sondern um ein Leben, von dem man innerlich erfaßt wird. Und das kann man nur vorleben, es gibt dafür nur den Beweis des Geistes und der Kraft. Aber wenn es wieder mehr eine Macht wird, die nicht mit dem Bestehenden paktiert, sondern es erneuert, dann wird auch das Vertrauen dazu wachsen. Und die Erfahrung, daß die Menschheit auf dem Weg der Selbstsucht sich immer tiefer in Degeneration und Zerrissenheit stürzt, daß auf diesem Wege alles Raffinement der äußern Kultur nur die Schwierigkeiten des Zusammenlebens bergeshoch aufstürmt, diese Erfahrung, die nicht ausbleiben kann, wird das Ihrige dazu beitragen. Sie wird zeigen, daß die Menschheit auf Solidarität und Gemeinschaft hin angelegt ist.

Berehrte Anwesende! Wir sind noch Christen, wir können, wir sollen und müssen es noch werden. Aber ist dieses Christentum, von dessen Recht ich Ihnen sprach, denn noch dasselbe wie dasjenige Jesu und der Apostel? Ja und nein. Nein, es ist nicht dasselbe und braucht es nicht zu sein, denn das Christentum ist Bewegung, Leben und darum beständig im Fluß. Und doch ist es dasselbe, es hat noch das Recht, sich Christentum zu nennen. Ich trage in meinem Leibe kaum noch eine Zelle, die schon in mir war, als ich die Universität bezog. Ich habe seither viel gelernt und viel vergessen, eine Menge Anschauungen revidiert und empfinde in Vielem anders. Und doch bin ich noch derselbe. Hinter allem Wechsel ist doch ein Bleibendes, das man wohl nicht mit Händen greift und mit Augen schaut, das aber nicht minder Realität ist. Es ist eine Lebenskraft da, die beständig Altes abstößt und Neues in sich aufnimmt und sich aneignet; das tut sie im körperlichen und im geistigen Leben.

Was so jedes lebendige Individuum von sich sagen kann, das gilt auch vom Christentum, weil es eben Leben ist. Von Jesus Christus geht eine Lebenskraft aus, die sich beständig mit neuen Erkenntnissen, neuen Kulturen, neuen sozialen Gebilden verbindet und trotz allen Entwicklungen und Umwälzungen doch eine Kontinuität herstellt und dem, was sie sich aneignet, ihren Charakter ausprägt. Solange wir uns von dieser Kraft treiben, Richtung und Ziel geben lassen, dürfen wir uns noch Christen nennen. A. Liechtenhan.